

Kleider machen Leute – arm?  
Import von Altkleidern aus Europa

Tansania vom 15. 8. bis 13. 10. 1996  
betreut von der Friedrich-Ebert-Stiftung

# Inhalt

---

Zur Person	60
Zweimal Dar und zurück	60
„Hamna“ hamwa nich...	61
Falsche Vorstellungen mitgebracht	62
Das Fernsehen kommt	63
Offener Kanal für Botschaften und Hilfsorganisationen	64
Public Screens – Fernsehen als Straßenfeger	65
BodySeller: Ein Hörfunkbericht von Nangula Mwampamba und Kai Rüsberg	66
Peter Kühl – Children for childrens future	68
Magi ya Chai – Wasser für den Tee	69
Kleider machen Leute – arm? Import von Altkleidern aus Europa	71
Kariakoo-Markt	73
Aus Alt wird Neu	74
Fachgeschäfte für Gebrauchsocken und benutzte Büstenhalter	75
Der Preis der Ware	76
Die Herkunft der Ware	77
The Mitumbas of Kilimanjaro	78
Das Ende der Dorfschneiderin	79
Ein Unternehmen weniger	80
The Hon. Minister for Industries and Trade on Textile Production	81
Abenteuerland Telefonnetz Tansania	82
Hinter jeder Ecke lauert die Gefahr? – Touristenphobien	83
Schluß	85
	59



*Kai Rüsberg*, Bochumer Junge seit dem 14. 1. 1966. Dort ging er auch zur Schule und studierte Sozialwissenschaft (Diplomarbeit in Politikwissenschaft).

Nach einer Vermessungstechniklehre wechselte er in die Presseabteilung der Stadt Bochum und arbeitete als freier Mitarbeiter für Lokal- und Kulturzeitungen und wechselte 1990 zum Lokalradio. 1991 gründete er eine Hörfunkagentur, die private Sender mit Beiträgen belieferte. 1992 Geschäftsführer einer PR- und Werbeagentur für elektronische Medien.

Seit 1993 freie Mitarbeit beim WDR Studio Essen und DLF als Reporter. Seit 1997 regelmäßige Mitarbeit beim regionalen Fernsehmagazin des WDR: Lokalzeit Ruhr.

## Zweimal Dar und zurück

„Samstag abend am Askari Denkmal im Herzen von Dar Es Salaam: Hupend und lärmend holpert die Autoschlange den Kreisverkehr entlang. (..) Auf der Samora Avenue wimmelt es von Menschen. Keine Straßenbeleuchtung erhellt die stockdunkle Nacht. Statt dessen kleine aus Konservendosen gefertigte Kerosinlämpchen auf den dicht aneinander stehenden Marktischen.“

Diese Zeilen standen schon einmal in einem Jahrbuch der Kühn-Stiftung, als Utz Lederbogen Anfang 1989 in Tansania war. Als mir an meinem letzten Tag, nach zwei Monaten Aufenthalt, dieses Handbuch in der Ebert-Stiftung im Regal auffällt, habe ich – 7 Jahre später – andere Bilder von diesem Land vor Augen.

Samstag abends war nach 17 Uhr am Askari eher tote Hose. Die Geschäfte schlossen pünktlicher als es in Deutschland je vor dem neuen Ladenschlußgesetz gewesen sein mag. Bis zum Abend verebbte der Verkehr in der Innenstadt soweit, daß der Leiter des Goethe-Instituts Ebel klagte, daß für Abendveranstaltungen kein Publikum mehr in die Stadt zu locken sei. Sein Büro im Goethe-Institut schaut genau auf den Askari-Krieger herunter.

Eine Handvoll Stände bieten abends auf der Haupteinkaufsstraße Samora Avenue noch Erdnüsse oder Zeitungen an. Die meisten Verkäufer haben ihre Tische längst zusammengepackt und sind zum Feierabend in ihre Wohnviertel zurückgekehrt.

Die Kerosinlämpchen habe ich noch gesehen. Sie sind noch immer so phantasievoll aus Verpackungsmaterial recycled, daß sich deutsche Produzenten ein wenig vom Einfaltsreichtum abgucken könnten. Doch die Lämpchen waren nicht angezündet, es wäre auch Verschwendung. Der brei-

te und einigermaßen eben gepflasterte Fußweg ist hell erleuchtet von den Geschäften entlang der Straße. Die Banken werden von ein paar Cafés und Hamburgerlokalen abgelöst. Geöffnet hat nach 17 Uhr aber nur noch der quietschbunte Icecream-Parlour, der mit einer unübertreffbaren Fülle von Walt-Disney-Figuren auf engstem Raum die Kundschaft locken will.

Eine Kleiderboutique bietet in den ausladenden Schaufenstern europäische Markenware zu der Hälfte der Preise an, die bei uns verlangt werden. Nebenan leuchtet ein Schuhgeschäft mit Neonlicht seine Pumps und Stiefeletten aus. Für den Herren gibt es ein eigenes Fenster eleganter Schuhe, mit italienischem Schnitt oder englisch-klassischen Formen.

Werkzeugläden, Büroservice, ein Laden für Mobiltelefone folgen. Kein Geschäft bis auf das mondäne indische Restaurant ist geöffnet. Doch ihre Schaufenster sind ausgeleuchtet, das Kunstlicht strahlt gleißend ins Dunkel der fast menschenleeren Samora Avenue.

## „Hamna“ hamwa nich...

„Das gastronomische Gewerbe hat bis heute seinen Stil bewahrt: Trotz tropischer Hitze achten die Kellner auf korrekten Sitz ihres Jacketts, auf die Bügelfalten ihrer schwarzen Anzughosen. (..) Doch spätestens bei der Bestellung platzt der Traum vom lukullischen Mahl. ‚Hamna‘ kommentiert höflich der Kellner die Bestellung, das heißt: das gibt es hier nicht.“

Utz Lederbogen hat 1989 verzichten müssen. Aus dem Kisuaheli-Wort „Hamna“ ist heute eher das Ruhrpottwort „hamwa“ geworden. Das Wort Hamna habe ich jedenfalls kaum kennengelernt. Sicher, die 5 bis vielleicht mit viel Toleranz 10 Restaurants im Zentrum von Dar, die das von Weltenbummlern gesuchte europäische Niveau haben, sind für eine 2 Mio.-Stadt nach unseren Maßstäben ein bißchen wenig. Doch für den, der zahlen kann, ist alles zu haben. Nur eines zum Glück nicht, der Big Mac. Noch ist Tansania bis auf ein paar Hamburgerbratereiverschnitte doch tatsächlich vom amerikanischen Giganten verschont geblieben. Wo auf der Welt gibt es das noch?

Erstaunlich sind außerdem die Preise, die in den besseren Restaurants verlangt werden. Das altehrwürdige Kilimanjaro-Hotel, dessen Restaurant romantisch auf dem Dach des Hochhauses thront und auf die Hafengebucht blickt, liegt eher am unteren Ende der Preisskala. Ca. 10 Mark plus 15% Steuern und Trinkgeld kostet ein Menü aus Suppe, Hauptgang, Nachtisch und Tee. Wer von den durchaus guten Gerichten à la Carte speist, kommt etwa auf das gleiche heraus. Traumblick inklusive.

Das neue Sheraton-Hotel mit belgischem Koch liegt gut die Hälfte darüber, aber das Essen entspricht jedem verwöhnten Anspruch und die Hotelgäste dürften solche Preise bei ca. 200 D-Mark pro Übernachtung als billig betrachten. Richtig teuer kann ein Schwelgen in der exzellenten indischen Küche des „Alcove“ werden, wo jeder Chapati oder Papadam, jede Schale Reis zum Hauptgericht noch mal extra gezahlt wird. Eine

Rechnungssumme von 30–40 Mark kann auch mit indischen Restaurants in Deutschland konkurrieren.

Wer das noch überbieten will, muß das Buschtrekker-Restaurant besuchen. Die besten Tage des Lokals hinter, die Hauptstraße vor sich, läßt man sich dort chinesische Küche bieten. Geschmacklose Suppe, kalter Reis, ein laffes Essen und ein Obstsalat mit Mayonnaise werden mir mein Leben lang in Erinnerung bleiben. Fast 50 Mark für Lunch.

Doch in solchen Restaurants essen längst nicht nur Touristen, die sich in Dar ohnehin nur aufhalten, wenn der Jeep für die Safari gebucht wird oder das nächste Schiff nach Sansibar wartet. In Tansania hat sich eine kleine vermögende Mittelschicht herausgebildet, die größtenteils aus niedergelassenen Europäern und indisch-stämmigen Kaufleuten besteht.

## Falsche Vorstellungen mitgebracht

Natürlich können die meisten Tansanier einen Restaurantbesuch nicht finanzieren. Ein einfacher Straßenhändler verdient mit Kokosnüssen oder gebrauchten Büchern nur etwa 1000 Schilling pro Tag, etwa 2,50 Mark.

Davon kauft er sich ein Essen bei der Mama Nitilie, der Garküche am Straßenrand. Für 100 Schilling gibt es eine volle Mahlzeit aus gekochten Bohnen, einem Löffel Spinat und einer leckeren Soße mit einem kleinen Stück Fleisch. Dazu gehört eine immense Portion Reis oder Ugali – einem gekochten Maisstärkebrei – die allein schon einen ungeübten Esser für den Tag abfüllen würde.

Wenn man es sich leisten kann, gehört Fleisch für Tansanier unbedingt zum Essen. Bei Familien mit einem Arbeitseinkommen steht regelmäßig zumindest Fisch oder Hähnchenfleisch auf dem Tisch, wenn nicht gegrilltes Ziegen- oder manchmal auch Rindfleisch. Fleisch ist ein Statussymbol, noch mehr als es je bei uns eines war. Ein reicher Vegetarier darf daher nicht mit Nachsicht rechnen.

Scheinbar hat sich im Straßenbild seit dem Besuch von Utz Lederbogen einiges geändert. Es gibt Luxus, den sich eine kleine Ober- und auch Mittelschicht leisten kann.

Ich will kein glorifizierendes Bild von dem Tansania, das ich gesehen habe, entwerfen, als ob alle Probleme beseitigt seien. Probleme habe ich kennengelernt: Landstriche werden von Aids entvölkert, die produzierende Wirtschaft liegt am Boden, der Export klassischer Rohstoffe ist von schwankenden Preisen abhängig, Hunger und Durst sind für viele Menschen im Land alltägliche Bedrohung.

Als ich mit meinen Vorabinformationen aus Deutschland ankam, dachte ich, in eines der nach OECD-Kriterien ärmsten Länder der Welt zu kommen. Wahrscheinlich steckte im Hinterkopf die Vorstellung, dort lebe ein Volk, das nur umherlaufe und nach Essen suche. Nach zwei Monaten bin ich aber mit dem Gefühl nach Deutschland zurückgefliegen, in einem Land gewesen zu sein, das manchmal auch erstaunlich gut organisiert sein kann

und in dem keiner nur mit gesenktem Kopf herumläuft, ob all der Hoffnungslosigkeit. Im Gegenteil, da war so viel Zuversicht, Lebensfreude und Optimismus, daß ich mir gerne ein wenig mitgenommen hätte.

## Das Fernsehen kommt

Unser kleiner Jeepnachbau umkurvt den Askari in der Innenstadt und biegt rasant rechts in die von wartenden Taxifahrern besetzte Parkbuchtengasse ein. Direkt vor dem Informationsministerium finden wir den letzten Parkplatz. 5 Personen quellen aus dem engen Vehikel. Außer mir ein Kameramann, ein Fahrer und zwei Redakteure des Nachrichtenteams von ITV, dem größten der drei Festlandsender.

Eine Woche wollte ich ein Praktikum machen, um zu sehen, wie tansanisches Fernsehen gemacht wird. Am Morgen in der Frühkonferenz mußte ich gleich die Qualität der Nachrichten des Vortages kommentieren, ohne daß ich die in Kisuaheli gesprochenen Nachrichtenfilme verstanden hatte. Bei der anschließenden Themenverteilung wurde ich einem Team zugeordnet, das den Aufmacher für die Abendsendung produzieren sollte.

Im Mailezzo, der Journalistenlobby des Ministeriums, herrscht hektische Betriebsamkeit. Journalisten laufen wie in einer Börse hektisch durcheinander, huschen in eines der Büros und kommen mit Tickermeldungen der staatlichen Nachrichtenagentur oder einer Zeitung oder handschriftlichen Notiz wieder heraus. In der Ecke läuft ein Fernseher mit englischen Regionalnachrichten.

Nach einer landesüblich ausgiebigen Begrüßung der Kollegen machen sich Kameramann, Fahrer und der zweite Redakteur auf den Weg zu einem anderen Termin. Dort wird der Kameramann in einer knappen viertel Stunde ein paar Bilder schießen und zu uns zurückkommen.

Mit einer halben Stunde Verspätung werden John – mein Redakteur – und ich in den Raum der Pressekonferenz gebeten. Der Generalsekretär der FAO, der UN-Welternährungsorganisation, will seinen Informationsbesuch in Tansania resümieren, den er im Vorfeld der Welternährungskonferenz in Rom im November unternommen hat.

Mein Gesicht ist das einzige weiße zwischen mindestens 50 weiteren Journalisten der zahlreichen englisch- und kisuahelisprachigen Zeitungen und elektronischen Medien Tansanias.

Unser Kameramann hat sich mit seiner HI 8 Amateurkamera seitlich neben dem Podium, hinter einer Säule aufgebaut und schwenkt eifrig alle für ihn erreichbaren Ecken des Raumes ab. Als sich die Konferenz langsam zum Ende neigt, fragt mich John, mein Redakteur: „Willst Du erst die Fragen der Journalisten und dann das Podium zeigen oder umgekehrt?“ Erst jetzt wird mir klar: nicht ich, sondern John ist die Begleitung.

Zurück im Studio ist das Sichten der Bilder des Kameramanns ein bißchen wie Achterbahnfahren. Ein Zoom hängt am nächsten gerissenen Schwenk. Irgendwer muß ihm erzählt haben, daß Standbilder künstleri-

schen Stillstand bedeuten. Alles ist vom selben Standort gedreht und nicht eine einzige Einstellung zeigt den FAO-Sekretär in Bewegung. Eine Stunde vor Sendebeginn wird mir klar: daraus ist kein Film zu produzieren.

Zum Glück gibt es ein funktionierendes Archiv. Der in den USA ausgebildete Jay-Jay sucht mir aus dem Kopf heraus in Sekundenschnelle passendes Agenturmaterial auf Beta-Cam-Kassetten zusammen. Geschnitten wird nun parallel an zwei Schnittplätzen, da beim einen der Beta-Zuspieler und beim anderen die High 8 Maschine defekt ist. Der auf Kisuaheli übersetzte Text ist bereits aufgesprochen, so daß mir der Cutter ständig die richtigen Einsätze übersetzen muß. Als ich bereits während des Vorspanns den gerade fertigen Beitrag in die Senderegie bringe, macht sich der Sprecher bereits zur Anmoderation fertig: „Oh great, we waited for that.“

## Offener Kanal für Botschaften und Hilfsorganisationen

Fernsehen ist neu in Tansania. Auf der assoziierten Insel Sansibar gibt es schon einige Jahre einen Sender. Doch auf dem Festland haben die Sender ITV, DTV und CTN erst Mitte der 90er Jahre ihren Dienst aufgenommen. Gesendet wird, was auf dem Markt zu haben ist – solange es möglichst umsonst angeboten wird. Und davon gibt es genug.

Die Botschaften, Hilfswerke und internationalen Organisationen überbieten sich mit Angeboten. Entweder werden den Sendern subventionierte Programme aus den Heimatländern als eine Art von bildungspolitischer Entwicklungshilfe zur Ausstrahlung überlassen. Dort laufen z.B. kleine Aufklärungsfilmchen über medizinische Themen oder Erklärungsgraphiken im Stil der 70er Jahre zum Thema Tag und Nacht und der Stellung der Gestirne am Firmament über den Bildschirm. Andere Produktionen rücken die Wohltäter der Entwicklungshilfe ins rechte Licht.

So ist zwischen den ausländischen Vertretungen im kleinen Rahmen ein regelrechter Konkurrenzkampf um die Förderung von Produktionen ausgebrochen. Eine Handvoll von freien Produzenten ist mit Schulungs- und Dokumentationsfilmen gut beschäftigt. Zusätzlich arbeiten Filmproduzenten in den Herkunftsländern der Finanzquellen für die tansanische Öffentlichkeit. Eine Koordination der eingesetzten Mittel wäre sicher sinnvoller.

Außerdem werden ausländische Filmdienste wie z.B. Reuters oder die Deutsche Welle in Anspruch genommen, solange sich jemand findet, der die Kosten übernimmt. Doch mit der Deutschen Welle ist das so ein Problem, erzählt mir Horst Gruner von der Deutschen Botschaft. Ständig lasse er Kassetten aus der Botschaft z.B. zu ITV bringen. Diesen Sender hat sich die deutsche Vertretung zur Unterstützung herausgesucht. Doch allzuviel werde nicht übernommen. Da läuft schon eher das BBC-World-Programm. Besonders das als Fertigprodukt angelieferte DW-Informationsmagazin am Samstag und Sonntag sei bereits seit Wochen nicht gelaufen.

Angeblich gebe es bei ITV Schwierigkeiten mit einer neuen Satellitenübertragung. Doch obwohl die Botschaft die notwendige Technik

bereit gestellt hat, läßt sich dieses Problem bei ITV scheinbar nicht lösen. Und dabei – sagt Horst Gruner – ist das Programm der Deutschen Welle viel besser als das der BBC.

Den Zuschauern von ITV geht es noch besser als denen anderer Sender. Bei DTV ist man tagsüber durch die Übernahme eines Privatsenders zwar bestens über das englische Wetter und die dortigen Prognosen für das Wochenende informiert. Afrika allerdings kommt in diesen Programmen kaum vor.

Wer aber bei den Sendern mal hinter die Kulissen schaut, ist erstaunt, daß unter solchen Arbeitsbedingungen überhaupt ein Programm zustande kommt. ITV, als Teil des Medienimperiums des Ost-Afrikanischen Medienmoguls Mengi, ist mit Räumlichkeiten und Personal noch überaus gut ausgestattet. Bei DTV und CTN läuft das Geschäft aber auf praktisch eine One-Man-Show hinaus, der gleichzeitig die Nachrichten recherchiert und moderiert, die Werbung produziert und die Kassetten in den Senderekorder einwirft. Alles was ausländisches Kapital kostet, wie Technik oder Verbrauchsmaterialien, ist bei den drei Sendern chronisch knapp.

Eigenproduktionen, die nicht von zweiter Seite gesponsort und daher bereits bei der Themenauswahl beeinflußt sind, werden auf diese Weise systematisch verhindert. Freie Produzenten müßten eher Geld mitbringen, damit ihre Filme ausgestrahlt werden. Sonst entstände schließlich in der beanspruchten Sendezeit ein Einnahmeausfall, erzählt mir der deutsche Auswanderer Wolfgang Baranicki. Er betreibt in Dar es Salaam eine technisch gut ausgestattete Produktionsfirma.

Auch er lebt von den Aufträgen der Botschaften und der anderen Institutionen. Politische Hintergrundberichte, wie er einen zu den letzten Wahlen und den Fälschungsvorwürfen auf Sansibar gedreht hat, sind Mangelware – und natürlich auch mit finanzieller Unterstützung aus dritter Hand gedreht worden.

## Public Screens – Fernsehen als Straßenfeger

Mnazi Modja – Ein Palmbaum heißt der einzige Park in der Hauptstadt Dar Es Salaam. Park ist allerdings übertrieben, denn grün ist hier kaum noch etwas. Eine Gesundheitsstation, ein staubiger Marktflecken unter Bäumen, auf dem die Naturmediziner tagsüber ihre bunten Pulver aus Rinden, Kräutern, Insekten und Erden verkaufen und ein riesiger Aschplatz, durch den hier und da ein paar Grashalme sprießen.

Wenn pünktlich um 18 Uhr die Sonne untergeht, packen die Fußballteams ihre Trikots zusammen und die Glücksspielcroupiers ihre Spieltische aus. Innerhalb weniger Minuten füllt sich der Platz um die großen Bäume mit hunderten von Menschen. Erdnußverkäufer balancieren ihre Aluminiumteller mit den kleinen Nußtütchen auf dem Kopf durch die Menge. Junge Männer tauchen mit Sitzbänken und Tischen aus der Dämmerung auf und



bauen sie vor den Garküchen auf, an denen bereits Süßkartoffeln und Krapfen im Fett schwimmen.

An der Außenwand des Gesundheitszentrums sind zwei Männer damit beschäftigt, eine Leinwand aufzubauen und den Videoprojektor auszurichten. In einer halben Stunde – um Punkt sieben – beginnen hier die Habari-News – die Hauptnachrichtensendung von ITV. Auch das Programm danach ist beliebt. Soap-Operas oder billige Spielfilme lassen jeden Abend mehrere hundert Zuschauer auf den Platz strömen.

Die Fernsehversorgung in Tansania dürfte wohl eine der schlechtesten der Welt sein. Private Fernseher gibt es nur in Familien der Ober- und Mittelschicht. Auch öffentliche Fernseher, wie bei uns in den 50er und 60er Jahren in Kneipen, gibt es in Tansania kaum. Der mit Abstand größte Teil der Bevölkerung könnte so niemals an diesem in ihren Augen modernen und wichtigen Medium teilhaben. ITV plant deshalb, im ganzen Land solche Public Screens – Großleinwände – an zentralen Treffpunkten der Städte aufzubauen.

Das Fernsehprogramm der drei Festland-Sender ist per Antenne über die Grenzen der Hauptstadt nicht mehr zu empfangen. Im Hinterland ist daher bisher noch weiter Fernsehdiapora. ITV will nun über eine Satellitenverbindung per Public Screen auch das Hinterland erschließen. Nur – so richtig daran glauben, daß dieser Service wirklich wahr werden wird, wollen wenige. Schließlich müßten nicht unbeträchtliche Gebühren für die Satellitenkanäle bezahlt werden.

Solche landesweiten Ausstrahlungen könnten sicherlich ein Riesenschritt zur Breitenbildung eines Volkes sein, in dem z.B. trotz akuter Bedrohung durch Aids oft noch völlige Unkenntnis über Übertragungswege der Krankheit herrscht. Zur Zeit werden die Ausstrahlungen in wenigen Städten probeweise per Video-Kassette getestet. Größten Anklang fanden dabei aber weniger die Informations- als eher die Werbesendungen. Kommentar eines Zuschauers nach der Übertragung: „Ist eine tolle Erfindung, das Fernsehen. So weiß ich wenigstens, falls ich mal nach Kenia fahren sollte, welches Autoöl ich dort kaufen muß!“

Die Nachfrage, ob er überhaupt ein Auto besitzt, erübrigt sich.

## BodySeller: Ein Hörfunkbericht von Nangula Mwampamba und Kai Rüsberg

Die wahren Geschichten liegen auf der Straße. Dieses Klischee, das am Anfang jeder Journalistenkarriere steht, ist in Tansania wörtlich zu nehmen. Zusammen mit einer jungen Kollegin aus Tansania habe ich einen Bericht über eine der jungen Prostituierten geschrieben. Ich sage extra nicht Kinderprostituierte, denn eine Kindheit haben die teils erst 12jährigen kaum gehabt. Sie warten abends auf der Ohio-Street – gleich um die Ecke der Deutschen Botschaft – auf eine Chance, ihren Unterhalt zu verdienen. Die Originaltöne von Ashura im Beitrag sind kursiv gesetzt:

Ashura ist nicht wählerisch mit wem sie ins Bett geht und jeder Mann, der die Ohio-Street in Dar Es Salaam nach Einbruch der Dunkelheit entlang geht, ist ein potentieller Kunde für die 15jährige.

„Rafiki, rafiki. Do you wanna have sex?“ ruft sie und kommt herüber auf meine Straßenseite. Mitgehen will ich schon, aber als sie merkt, daß ich nur mit ihr reden will – und dann noch das Mikrofon – lehnt sie ab.

Reden ist schlecht für ihr Geschäft.

*Wenn ich hier sitze, läuft mir die Zeit davon, in der ich Geld verdienen müßte. (Weißt Du:) Morgens, wenn wir aufstehen, muß jeder wieder für sich selbst sorgen. Da gibt mir keiner was.*

Wie sie die Colaflasche in ihrer Hand schüttelt, sprudelt es leise aus ihr heraus: Jeden Abend warten nicht nur Freier, sondern auch Gefahren auf Ashura. Schlägerbanden haben ihr das Gesicht zerschlagen, manchmal wird sie vergewaltigt und auch von der Polizei wird sie sexuell belästigt oder wahllos eingesperrt.

Trotzdem steht sie jeden Abend wieder auf der Ohio-Street – zwischen dem Sheraton- und Kilimanjaro-Hotel. Ohne den Strich kann sie nicht überleben.

*Ich habe immer Angst... aber trotzdem, weil ich Hunger habe, komme ich immer wieder hier hin. Irgendwie – glaub ich – wird Gott mir schon helfen.*

Das Geld, das sie mit ihrem Unterleib verdient, gibt sie für Kleidung und Essen aus. Ob sie dreimal am Tag oder nur einmal essen kann oder hungrig ins Bett geht, hängt davon ab, wie gut sie ihren Körper, sich selbst verkauft. – Wenn sie denn überhaupt ein Bett findet.

*Manchmal, wenn kein Kunde kommt, bleib ich die ganze Nacht stehen. Dann willst Du nur noch schlafen, aber es gibt nichts, wo du dich hinlegen möchtest. Ich bin oft so müde, daß ich heule. Wenn dann einer kommt und sagt, laß es uns machen – und selbst wenn du mit dem gar nicht willst, dann machst Du es nur für ein Bett bis zum nächsten Morgen.*

Seeleute, ungewollte Säuglinge und andere Kinderprostituierte sind ihre 40köpfige Familie. Rostige Schiffswracks, gärende Müllhaufen, zerrissene Planen und abgestorbene Palmen begrenzen ihr Zuhause am Hafen.

Das Wasser stinkt, der Sand ist ölverschmutzt und wenn die Flut steigt, spült sie das modernde Hafenwasser auf ihr provisorisches Lager.

*In meiner Freizeit sitzen wir mit meinen Freundinnen zusammen und reden über unser Leben und wie wir es besser machen können, in Zukunft. Aber die Probleme – alles was wir machen – es wird doch immer nur noch schlimmer.*

Ashura gehört zu den billigsten Huren in Dar Es Salaam. 5 Mark die Stunde kostet ihr Dienst. Doch in den letzten Tagen ist sie selten hier gewesen. Ein Fieber läßt ihre Stirn schweißnaß glänzen, ihr Händedruck zum Abschied ist warm und schlaff, große Pickel sprießen aus ihrem dünnen Gesicht.

Nach einer halben Stunde habe ich genug – genug für meine Story. Für sie bleibt eine Schachtel Zigaretten und 1000 Schillinge für den Arzt. Fast so viel, wie sie von jedem anderen Kunden genommen hätte.

Nur – diesmal mußte sie nicht ihren Körper verkaufen. Mir hat sie einen zerbrechlicheren Teil von sich verkauft – ihre Seele.

## Peter Kühl – Children for childrens future

Peter, Peter Kühl? Natürlich kennt man Peter hier in Magi ya Chai, als ich etwas schüchtern und zögernd in der Dorfkneipe frage. Über die kleine Brücke soll ich gehen und dann links die Abzweigung hoch.

Nach zweihundert Metern in sengender Hitze hoffe ich bald da zu sein. Nach einem Kilometer bergauf schaue ich in jedes Haus am Wegesrand, ob irgendwelche Zeichen von einem Deutschen zu erkennen sind. Nach knapp 5 Kilometern genieße ich den Spaziergang, auch wenn ich wahrscheinlich nie am Ziel ankommen werde.

Ich suche ein Straßenkinderprojekt, daß vor einigen Jahren ein Deutscher Idealist hier irgendwo aufgebaut haben muß: Peter Kühl. Im Fernsehen hatte der Friese aus der Nähe von Rendsburg einen Bericht über die verwahrlosten Straßenkinder in Afrika gesehen und sich 1992 kurz entschlossen aufgemacht, um zu helfen. „Children for Childrens future“ heißt die kleine Organisation, die er gegründet hat.

Als ich endlich nach dem Weg frage, nimmt mich der alte Farmer auf dem Vordersitz seines klapprigen Datsun Minipickup gleich mit. Auf dem Weg sammeln wir noch dreimal andere Menschen auf, die nun auf der Ladefläche stehen müssen. Die ausgespülte Fahrspur ist mit spitzen Steinen nur so gespickt. Völlig verkrampt vom hin- und herschütteln im teils bedrohlich schwankenden Wagen warte ich nur noch darauf, daß einer der slik-artig glattgefahrenen Reifen platzt. Hinter jeder Kurve hoffe ich auf mein Ziel.

Am Rande eines Fußballplatzes bin ich erlöst. Hier muß der gute Mann zum Glück abbiegen und auch für mich sei es nicht mehr weit. Tatsächlich erreiche ich schon nach wenigen Metern eine kleine Buschidylle. Vier neue Baracken aus Betonsteinen umrahmen einen kleinen Platz. An zweien wird noch gebaut. Ein kleines Toilettenhäuschen steht oberhalb eines Biotops mit Enten und Schilfgras. Zwei Gemüsebeete stehen in Blüte.

Nach ein paar Minuten kommt ein großer Mann, etwa 35 Jahre alt aus einer der Baracken. Ein blonder Vollbart, etwas zottelig, umrahmt das unverkennbar norddeutsche Gesicht. „Joaah, weer biss Du denn?“ werde ich freundlich von ihm gemustert. Später erfahre ich von seiner Bewunderung in diesem Moment, daß ich den Weg zu ihm in die Einöde gefunden hatte. Sonst hätte er einem „Pressefuzzi“ auch gar nichts erzählt. Ich darf sogar ein Photo machen – das durfte bisher noch niemand.

Die Häuser hier oben hat er mit internationalen Hilfsmitteln der Botschaften gebaut. Das eine Haus von Skandinaviern, das andere von den Deutschen bezahlt. Wer eine Hilfsorganisation gründet, muß erfinderisch sein und viel lernen, erzählt er. Trotzdem leidet er immer unter akutem Geldmangel. Schließlich muß er die 20 Straßenkinder – alles Jungen zwi-

schen 9 und 14 Jahre alt – hier oben durchfüttern. Für 40 wäre genug Platz da, aber sein 150 US-Dollar-Budget reicht nicht.

Die Jungen, die aus allen Teilen Tansanias kommen, stehen früh auf, müssen ihr Frühstück selbst zubereiten und dann zur Schule. Ein geregelter Leben, das sie noch nie gekannt haben. Sie alle stammen aus zerstörten Familien. Trotz ihres jungen Alters haben sie oft schon Jahre auf der Straße verbracht. Sie betteln, leben in Löchern, stehlen für ihren Lebensunterhalt, werden geschlagen, und müssen jeden Tag aufs neue überleben. Small adults – kleine Erwachsene nennt Peter sie.

Der 10jährige Freddi hat die ersten 3 Monate keinen Laut von sich gegeben. Der Junge muß so mißbraucht gewesen sein, sagt Peter. Wir wissen nicht, wo er herkommt, weil die Jungs Angst haben wieder zurückgeschickt zu werden. Das dauere in der Regel zwei Jahre. Jetzt ist er 10 Jahre alt und geht in die zweite Klasse. Inzwischen plappert er nur so drauflos, weil er hier eine Gemeinschaft gefunden hat. Einer der Jungen mußte aber wieder gehen, erzählt Peter, weil sich ein Betreuer verplappert hatte, daß dessen Eltern an Aids gestorben waren. Die anderen Jungen hätten ihn aus Angst davongejagt.

Für die Zukunft hat Peter große Pläne. In Arusha will er ein Haus kaufen, um sich auch um die Straßenmädchen zu kümmern. Denen ginge es noch schlechter und sie ständen in der Hierarchie noch unter den Jungen. Ihren Unterhalt verdienen sie mit Prostitution und müßten ständig um ihr Leben fürchten. Das Haus solle eine offene Anlaufstelle werden: ein Treffpunkt für ein warmes Essen und die Möglichkeit, zur Schule zu gehen.

Dem 1993 zusammen mit ein paar tansanischen Freunden aufgebauten Projekt haben sich weitere Freiwillige angeschlossen. Joy aus den USA und John aus dem Sudan, der selber ein Kriegsflüchtling war und in Tansania Sozialarbeit studiert hat. Seit vorgestern ist auch Jens Duisberg aus Köln für ein Jahr dabei. Er will eine Diplomarbeit darüber schreiben, wie die Kinder auf die Straße kommen.

Jens ist zur Zeit nicht so richtig ansprechbar – er muß erst einmal den Kulturschock mit anderem Essen, der fremden Sprache und den einfachen Wohnverhältnissen verdauen. Auch die Mitarbeiter schlafen auf einfachen Betten in Gemeinschaftsunterkünften. Das Essen ist nicht ganz seine Sache und die nächste Stadt ist weit weg. Ein Auto gibt es hier nicht. Eine halbe Stunde zu Fuß in den Ort und dann den Bus nach Arusha.

## Magi ya Chai – Wasser für den Tee

Woher dieser Ortsname kommt ist mir nicht ganz klar. Vielleicht hatte der kleine Bach, der hier unter der Straße herfließt, ja schon immer sauberes Wasser. Oder wurde hier früher Tee an den auslaufenden Hängen des Mt. Meru-Kraters angebaut, der mit dem Quellwasser gespeist wurde?

Magi ya Chai einen Ort zu nennen, wäre nach unserer Vorstellung wahrscheinlich völlig übertrieben. Zwei kleine Kneipen bilden den Durchgang

zu den dahinter liegenden Hütten. Eine Handvoll Hühner picken die weißen Maiskörner von der lehmig-staubigen Dorfstraße, eine altersschwache Brücke überquert den Bach, die Maisfelder grenzen das Dorf vom Urwald ab, der die Berghänge herauf klettert.

Die Arusha-Moshi Straße trennt Magi ya Chai nach Süden von den Feldern ab.

Ein alter Mann steuert seinen klapprigen Eselskarren vorsichtig an den Straßenrand. Als er sicher ist, kein Auto zu sehen, läßt er seine Peitsche knallen, so daß sich die Maultiere aufbäumen und losrennen. Die glatten Räder rutschen über den heißen Teer. Glücklicherweise erreicht das schlingernde Fuhrwerk meine Straßenseite. Polternd verschwindet es in einem Feldweg.

Zu beiden Seiten jeweils vor den Ortseingängen durchbrechen breite weiße Zebrastrifen das glänzend schwarze Pflaster. Doch niemand käme hier auf die Idee, den reißenden Verkehrsfluß der Hauptstraße im Gefühl von Sicherheit zu überqueren. Die weißen Streifen auf der Straße warnen vielmehr die Autofahrer vor den kapitalen Bodenschwellen, die die Geschwindigkeit auf der Durchgangsstraße verringern sollen.

Einen PKW würde es förmlich in Teile zerlegen, mit mehr als 20 Stundenkilometern darüber hinweg zu fahren. Nur die großen Überlandbusse, die um diese Zeit aus Moshi hier passieren, fliegen geradezu darüber hinweg. Auf den hinteren Sitzen werden die Passagiere je zweimal beim Ortseingang und -ausgang gegen die Decke katapultiert und landen unsanft erst wieder auf ihren Sitzen, wenn das Hinterrad die Huckel bereits passiert hat.

Aus der anderen Richtung, aus Arusha, ist der Verkehr zu vorgerückter Zeit schon ruhig geworden. Nur die gelbroten Sonnenstrahlen laufen die Straße entlang, spiegeln sich im spitzen Winkel und tauchen die roten Lehmhäuser gegenüber in eine goldgelbe Aura, während ich auf meinen Kleinbus nach Arusha warte.

Inzwischen ist es fast 6 Uhr abends. Es kann nicht mehr lange dauern bis die Sonne ganz untergeht. In der letzten halben Stunde ist nicht einer der am Tage so regelmäßig fahrenden Minibusse in Richtung Arusha gefahren. Die Überlandbusse halten hier nicht. Sie verlieren bereits zuviel Zeit, wenn sie ihre Geschwindigkeit vor dem Ort herunterbremsen müssen.

Meine zaghaften Versuche, einen der fast leeren privaten Jeeps anzuhalten, sind genauso zögerlich wie hoffnungslos. Einen Schwarzen würde sowieso keiner mitnehmen, aber ein Weißer in dieser Gegend, ohne eigenes Auto kurz vor Einbruch der Dunkelheit, muß ihnen völlig suspekt erscheinen.

Die Sonne sinkt wie ein samtoranger Ball links von mir in die Straßenflucht. Ihre glutroten Strahlen scheinen die Hütten vor mir nun in Brand zu stecken. Auch der braune Erdwall zur tiefer liegenden Straße hin fängt an zu leuchten. Die Männer aus den Kneipen sind auf die Straße heraus gekommen und diskutieren erregt mit einem Hirten im Licht der letzten Sonne. Seine kleine Kuhherde folgt ihm aus den Büschen heraus und trabt den Hang hinauf in das Dorf. Ein Moped knattert von rechts nach links auf der jetzt leeren Straße dem Sonnenball entgegen.

In Gedanken suche ich schon eine Hütte für ein provisorisches Lager für die Nacht aus, als eine Stimme aus dem Kleinbus vor mir ruft: Msungo, msungo – Weißer, Weißer. Drei, vier schwarze Hände greifen nach mir und ziehen mich auf einen Sitzplatz, den irgend jemand für mich organisiert haben muß.

Der Bus ist brechend voll und jeder scheint mindestens ein Paket oder eine Tasche mitgebracht zu haben. Müde bin ich in einer Lücke auf einer 4er Bank eingequetscht, die mir die übrigen 5 Sitznachbarn freigedrückt haben. Kaum haben wir den Schweller passiert, rauscht ein zweiter Kleinbus an uns vorbei, um an der nächsten Haltestelle vor uns zu sein und die dort wartenden Fahrgäste einzusammeln.

Trotzdem in dieser Konservenbüchse sicher kein Platz mehr für zahlende Kunden ist, die zusteigen könnten, bringt unser Fahrer den überladenen Bus langsam in Fahrt. Irgendwann schert unser Bus mit einem scharfen Rechtsruck aus, so daß die Passagierkabine sich bedrohlich zur Seite neigt. Wie im Schneckentempo drücken wir uns auf der Gegenseite zurück an dem anderen Bus vorbei nach vorne.

Vor dem Temposchweller des nächsten Orts bremst der andere Bus ab, so daß wir mit krachend durchschlagenden Achsen vorbeiziehen können. Gerade noch rechtzeitig, da uns ein altersschwacher Laster auf unserer Spur entgegenkommt.

Meine Müdigkeit ist vergessen, ich bin nach dieser Wettfahrt wieder hellwach.

Der Berg ist ein ganzes Stück nach rechts gewandert. Von den steilen Flanken an seiner Spitze flackert die Reflexion des Sonnenuntergangslichts durch die Lücken zwischen den Bäumen am Straßenrand.

Im Dorf halten wir unter einem riesigen Baum an, um weitere Passagiere aufzunehmen. Vier Passagiere, ein Kind, 8 Ballen Heu und ein scheinbar komplettes Schlafzimmer aus Holz warten auf Beförderung. Latte um Latte des Ehebetts wird auf den Dachgepäckträger aufgeladen. Als auch die Einzelteile des Schrankes oben verstaут sind, werden die Heuballen darüber festgebunden und wir setzen unsere Fahrt in Richtung der roten Dämmerung fort.

Kitschig, denke ich, als wir im Dunkeln am Busbahnhof in Arusha ankommen.

Wenn es einer aufgeschrieben hätte – die Bilder und Eindrücke, die ich auf dieser Busfahrt erlebt habe – würde ich es kitschig nennen. Aber es war so. So, wie ich Afrika nie vergessen werde.

## Kleider machen Leute – arm?

### Import von Altkleidern aus Europa

Die massenweise in Deutschland gesammelten Altkleider tauchen zu großen Teilen auf den Märkten afrikanischer Städte wieder auf. Die billigen

gebrauchten Kleidungsstücke verdrängen so neu gefertigte Kleider aus heimischer Produktion.

Welche Folgen ergeben sich daraus? Geht die Lösung eines konkreten Entsorgungsproblems der Industrienationen auf Kosten der ökonomischen Basis eines Entwicklungslandes?

Altkleidersammlungen haben in Deutschland das Image, sozialen Zwecken zu dienen. Zusätzlich gelten sie neuerdings als aktiver Umweltschutz.

Doch die gesammelten Altkleider werden von privaten, gewinnorientierten Sammlern und den Wohlfahrtsorganisationen zum größten Teil verkauft und auf die Kleidermärkte Ost- und Westafrikas exportiert. Hier sind die recycelten Pullover und Hemden billig zu haben. Lokal hergestellte Hemden kosten dagegen ein Vielfaches.

Die Folge ist, daß gesunde Industriezweige in die Knie gezwungen werden. Die lokale Textilbranche hat starke Umsatzeinbußen durch den Altkleiderhandel hinnehmen müssen. Die Produzenten fordern, Altkleider nur noch an wirklich Bedürftige abzugeben.

Beteiligt sind auch die ganz großen Wohlfahrtsorganisationen wie das Rote Kreuz und die großen Kirchen. Sie sammeln deutlich mehr gebrauchsfähige Kleider als ihre Kleiderkammern brauchen. Durch den Verkauf der Second-Hand-Ware Erlösen sie daher Geld, das für gemeinnützige Projekte in Deutschland eingesetzt wird. Soziale Hilfe für Deutsche durch wirtschaftlichen Niedergang in Afrika?

Zumindest die Kirchen haben nun das Problem erkannt und mit der Gründung eines Dachverbandes „FairWertung“ einen ersten Schritt weg vom Textilexport zu Schleuderpreisen gemacht. So könnten Altkleider in Deutschland in Second-Hand-Läden zugunsten karitativer Zwecke verkauft werden.

Unter den Folgen eines expandierenden Handels mit Altkleidern leidet vor allem praktisch der gesamte afrikanische Kontinent, speziell der sog. schwarzafrikanische Teil. Staaten wie Tansania mit einer ehemals funktionierenden Textilindustrie sind besonders durch den Angebotsdruck betroffen. Auch wohlgemeinte direkte Spenden von Kirchengemeinden an Partnerprojekte tragen zum selben Effekt bei, wenn ihre Lieferungen durch Bestechung oder Weiterverkauf wieder auf den Altkleidermärkten landen.

Einfuhrzölle auf gebrauchte Textilien – die in Tansania Mitumba genannt werden – können durch Bestechung und Fehldекларationen leicht umgangen werden. Dies geben nicht nur die Behörden selber zu, man kann es auch am Hafen leicht beobachten. Auch wer nicht so offensichtlich betrügen will, hat es auf offiziellem Wege leicht. Der Zoll beträgt 30 % auf den Wert der Ware. Bei offizieller Rechnung wird so bei einem Einstandspreis von Altkleidern in Europa/Amerika von ca. 0,70 DM noch nicht einmal eine Mark nach dem Zoll.

Natürlich lassen sich auch beliebig geschönte Einkaufsrechnungen vorlegen, die mit dem Einkäufer in beiderseitigem Interesse geschlossen werden. Der Exporteur in Europa zahlt weniger Gewinn- und Umsatzsteuern, der

Importeur zahlt in Afrika weniger Zoll. Die lokalen Produzenten zahlen dagegen ein vielfaches an Steuern und Zöllen für die lokal produzierte Ware.

Auf der anderen Seite haben die Altkleiderlieferungen auch zu einer verbesserten Versorgung breiter Bevölkerungsschichten mit Kleidung beigetragen. Doch wie läuft der Altkleiderhandel ab. Wo wird gehandelt, wieviel wird bezahlt?

## Kariakoo-Markt

Kleider machen Leute. Dieses Sprichwort gilt auch für Afrika. Kleidung – und zwar nach dem westlich-europäischen Stil – bestimmt die Stellung eines Menschen im Wirtschaftsleben – auch in Tansania. Kein Büroangestellter ohne helles Hemd mit Krawatte, keine Sekretärin ohne tailliertes Kleid mit sauberen Bügelfalten. Doch wer die wenigen Einkaufsstraßen in Dar Es Salaam absucht, wird kaum Bekleidung finden, und wenn, nur etwa zur Hälfte der in Deutschland für vergleichbare Ware üblichen Preise. Unmöglich mit einem tansanischen Einkommen zu finanzieren.

Die Kleider, die die Afrikaner zu Leuten machen, sind unsere. Unsere gebrauchten Kleider oder wie wir sagen würden Lumpen. Altkleider, die in Afrika tonnenweise in den Handel kommen und – von uns als Müll betrachtet – für die Tansanier eine Chance auf bezahlbaren Statusgewinn bedeuten. Meine Suche nach den alten Kleidern der Weißen führt mich auf den Kariakoo-Markt.

Afrikaner-Viertel wird das westlich der Innenstadt von Dar Es Salaam gelegene Kariakoo-Viertel auch genannt. Ganz so, als würde man sich auf einem anderen Kontinent aufhalten. Aber tatsächlich ist der Stadtkern von Dar Es Salaam wohl nirgendwo so von afrikanischen Traditionen im Leben und Wohnen geprägt wie hier.

Praktisch das gesamte Viertel ist aus einem Gewirr von rechtwinklig angelegten Straßen durchzogen, deren Ränder eng mit meist einstöckigen Häusern bebaut sind. Einige von Ihnen sind auch heute noch mit Lehmwänden und Blechdach gebaut. Aber an vielen Stellen wachsen mehrstöckige Gebäude aus Beton und Stahl zwischen den eng ineinander verschachtelten Hütten hervor.

Ladenverschläge, so groß wie eine Garage, reihen sich aneinander. Chinesische Fahrräder, Säcke mit Getreide, bunte Schaumstoffmatratzen, geschnittene Möbel oder elektrische Installationsmaterialien sind im Angebot.

Davor sind Sisalmatten oder alte Papier- und Plastiktüten auf der Straße ausgelegt. Bunte Haufen zu fragilen Pyramiden aufgeschichtetem Obst und Gemüse reihen sich aneinander. Poliert-rote Tomatenhaut strahlt in der brennenden Sonne. Rosig-braune Zwiebeln dörren auf der zerschlissenen Unterlage. Grün-gelbe Orangen warten aufgeschichtet auf Käufer.



Ein unendlich scheinendes Fußgewirr schiebt sich über den brüchigen Asphalt.

Einziger Fixpunkt ist eine Science-Fiction-artig anmutende Markthalle im Zentrum des Kariakoo. Einem futuristischen Pilz mit quadratischer Haube gleich, erhebt sie sich in den Himmel. Das Marktgeschehen findet aber vor ihren Toren statt. Die wenigen Stände im Inneren haben kaum Besucher, die Cafeteria wirkt durch das Licht der in fünf Metern Höhe angebrachten Oberlichter fahl.

Bisher keine Spur von Altkleidern oder lokal hergestellten Kleidern. Im Obergeschoß werde ich endlich fündig: zwei Stände mit Khangas und Kitenge-Tüchern. Die traditionellen afrikanischen Gewandtücher. Doch die meisten sind in Pakistan hergestellt. Dort ist die Produktion billiger, erklärt mir der Verkäufer. Und tatsächlich. Die wenigen Khangas, die den Stempel der Urafiki-Fabrik aus Dar Es Salaam tragen, haben zwar einen festeren Faden, sind aber schlechter gewebt und vor allem teurer. Ein dritter Laden – etwas versteckt – verkauft neue Kleidung. Aber auch hier: die vielleicht dreißig Kleidchen an den Wänden sind aus billigen Kunstfasern, die in Indien und China gewebt und verarbeitet wurden. Unmöglich, daß sich hier eine Zwei-Millionen-Stadt einkleidet.

## Aus Alt wird Neu

In einer ruhigen Gasse aus Lehm Boden neben dem Marktgebäude – vorbei an den Scherenschleifern, die ihre Schleifsteine mit einem aufgebockten Fahrrad per Pedale antreiben – ändert sich das Straßenbild. Bunte Sport- und Tragetaschen baumeln unter den Sonnendächern der Holzstände im Wind. Reisetaschen und Koffer aus billigster Hong-Kong-Fertigung und Handtaschen und Geldbörsen aus Kunstleder stapeln sich auf den Tischen. Der Nachbarstand bietet trotz des aufsteigenden Straßenstaubs hochglanzpolierte Schuhe, ordentlich sortiert auf einer Holzbank, an. Ein Trog mit offensichtlich minderwertiger Ware läßt ungezählte Kaufwillige in Schlußverkaufswühltisch-Stimmung kommen. Viele halten bereits einzelne Schuhe in der Hoffnung auf ein Gegenstück in der Hand. Die daneben ausgestellten neuen Schuhe sind zum größten Teil von guter Qualität. Das Oberleder blitzt und blinkt in der Sonne, so daß sich deutsche Geschäfte in Punkto Warenpräsentation einiges abgucken könnten. Selbst die Sohlen scheinen wie frisch poliert.

Erst beim näheren Hingucken fällt mir auf, daß jedes Paar nur in einer Größe zu haben ist. Gebrauchtchuhe? Doch an den Preisen läßt sich erkennen: Hier wird Neuware für die Besserverdienenden verkauft. 8000 sollen für mich die nicht so schönen Paare kosten, 16 000 Schillinge für die besonders Schicken. Zwanzig bis 40 Mark sind auch für mich viel Geld.

An den weiteren Ständen hängen, ein bißchen wie auf der Cranger Kirmes, die bunten Fan-T-Shirts persil-sauber auf Bügeln. Für den neugierigen weißen Touristen mit nur bruchstückhaften Kisuaheli-Kenntnissen

haben sie beeindruckende Preise. Die Shirts der glatt gebügelten American Football Stars, für die ich mich wohl augenscheinlich interessiert habe, bietet mir der Händler für stolze 20 Mark an. Der Handelskurs für die mit Glitter gepuderte lange Nase von Popstar Babara Streisand auf schwarzem Baumwollstoff liegt noch höher. Auch die englischen Fußballstars Paul Gascoign oder David Platt im Vierfarb-Buntdruck mit Vereinsemlen haben beeindruckend hohe Ablösesummen.

Doch dieses Eine muß der Paul wohl schon beim Training angehabt haben. Ein ausgerissener Winkel im Ärmel ist eine deutliche Gebrauchsspur. Erst beim Durchsuchen der enger auf einer Stange zusammenhängenden T-Shirts fällt bei mir der Groschen – Mitumbas – hier werden Altkleider verkauft.

Billige Werbedrucke aus Deutschland von Zigarettenmarken, Kinocentern, Radiosendern und Vorort-Fußballclubs und Schützenvereinen hängen labberig und ausgewaschen über den Bügeln. Hier ist der Preis zwar niedriger, aber mit 5 bis 10 Mark eindeutig teurer als die kostenlosen Werbegeschenke in Deutschland je waren. Hier hängen ausschließlich gebrauchte Waren aus dem Ausland, gewaschen und gebügelt auf dem Haken. Offensichtlich bestimmt die Anzahl der Druckfarben an diesem Stand den Preis. Die Aufschriften verstehen die potentiellen Käufer ohnehin nicht.

## Fachgeschäfte für Gebrauchtsocken und benutzte Büstenhalter

Das Gewirr und Gewimmel der engen Gassen wird immer undurchdringlicher für mich. Der nächste Straßenblock ist allein den Altkleidern gewidmet. Bestimmt hundert oder mehr Holzstände greifen ineinander. Ihre Auslagen sind prall mit Waren gefüllt. Die aus Holzlatten und gebrauchten Plastikplanen leichtgebauten Baracken sind vom Boden bis unter das Dach mit gebrauchten Oberhemden und langen Hosen behängt. In die schmalen Gassen ragen Wühltische mit ungebügelter Ware. Über den Köpfen der Einkäufer baumelt der Rest der Kollektion an Bügeln vom Dach herunter.

Richtige Fachgeschäfte sind in diesen Gassen zu finden. Die einen bieten bunte T-Shirts, die sich ohne weiteres noch an Europas Badestränden verkaufen ließen. Die Oberhemdengeschäfte sind erneut unterteilt in Barackenboutiquen mit hellen Hemden für den seriösen Binder und die mit sportlich bunter Ware, in den Mustern von C&A-Druckdessins auf rosa Grundton über Hemden Marke „kanadischer Baumfäller“ mit Specknacken oder aktuelle Pepitadessins mit Spitzkragen der 70er bis zu breiten Längsstreifen in Fürst-Pücklerfarben mit vorgeweitetem Bierbauchbereich.

Auch die Hosenstände haben ihren Marktbereich streng nach Qualitäten aufgeteilt. Es gibt Jeansstände mit den gängigen Formen, sortiert in allen Größen und Farben. Es gibt die Stände mit den Bundfaltenhosen in Baumwolle, Wolle und Kunstfasern. Dazwischen liegen auch mal ein paar alte Skihosen und andere Thermoware – von innen gefüttert.

Jacken sind nicht ganz so häufig zu kaufen. Aber ein paar der Stände handeln vor allem mit Sakkos, vornehmlich leichte Sommerware in gedeckten Tönen und dezenten Mustern. Dazwischen auch ein paar abgewetzte feine Zwirne, teils mit Nadelstreifen. Auch einige Winterjacken und Blazer wie auch vereinzelt Anoraks aus wetterfesten High-Tech-Garnen sind im Angebot.

Die große Abendgarderobe und das kleine Schwarze sind besonders umlagert. Traumkleider bis Blümchenschürzen werden von den mal mehr und mal weniger schlanken, tansanischen Schönheiten umringt – wohl nicht um zu kaufen, sondern um mal zu sehen.

Daneben gibt es die unzähligen Kleinhändler, teils mit Stand und teils mit Decken auf dem Lehm Boden, die die nicht so ansehnlichen Stücke verkaufen. Hier sieht nichts mehr wie gebügelt und gewaschen aus. Die aussortierten Reste gehen haufenweise über die nicht vorhandene Ladentheke. Selbst durchgewetzte Tennissocken, verfärbt und mit Löchern durchsetzt, werden in 5er-Bündeln angeboten.

Die gleichen Stände verkaufen auch Unterwäsche, vom Herrenslip aus ausgelabbertem Feinripp mit angegilbtem Eingriff bis zur Miederware in Hautfarbe – europäischer versteht sich. Damenpuderocker bis altrosa beherrscht das Büstenhalterangebot – Schweiß- und Schmutzränder inbegriffen. Die Größe Schulmädchen dominiert. Marktfrauen werden selten fündig. Auch unanständige, oben offene Reiz-BHs und sündige Strappse werden – allerdings gegen horrende Aufpreise – gehandelt.

## Der Preis der Ware

Die teils noch exzellent erhaltenen Jeans sollen in der Regel etwa 6.000 Schilling kosten. Besonders schöne Exemplare auch noch mehr. Das entspricht etwa 15 Mark für eine gebrauchte Hose, was, falls es nicht gerade ein seltenes Levis Sammlerstück ist, in Deutschland niemand für eine gebrauchte Hose zahlen würde. Da zum Teil auch noch Preisschilder der Herkunftsländer an der Kleidung hängen, wird die Groteske erst richtig deutlich. 8 Dollar 95 als Supersaver sagt das Preisschild eines amerikanischen Jeans-Multistores. Trotzdem wollte dort wohl niemand diese Hose kaufen und sie ging in die Altkleidersammlung. Der Schillingpreis soll umgerechnet 10 Dollar sein.

Auch Kleider liegen im Bereich von über 10 Mark, Hemden knapp darunter. Diese Preise gelten natürlich nur für beste Waren, die zum großen Teil nie benutzt in den Lumpensack gewandert sind oder zumindest auf den ersten Blick nur mäßige Gebrauchsspuren zeigen (ich will sie 1a-Ware nennen).

Der Markt ist zweigeteilt. Neben den Paradestücken (1a) und der restlichen gut erhaltenen Ware, mit nur kleinen Mankos wie kleine Löcher (1b-Ware), gibt es die Klasse-2 Ware, die unserem Verständnis von ge- bzw. verbrauchter Kleidung entspricht: Altkleider, die der erste Besitzer wegen

Mängeln loswerden wollte. An solchen Ständen kaufen die meisten Tansanier, sozusagen die Durchschnittsverdiener. 500 bis 2000 für ein Hemd, eine Hose oder eine dünne Jacke. Immerhin auch knapp ein Tagesverdienst.

Billiger sind nur noch die Habenichtse auf den Planen im Straßenstaub, die mit dem handeln, was wirklich sonst keiner mehr haben will. Zerrissene Hemdchen, dreckige Hosen mit Löchern oder Einzelstücke von Schuhen zum Gegenwert einer geschälten Orange oder von knapp 10 Erdnüssen.

## Die Herkunft der Ware

Abdul ist wie die meisten der anderen Altkleiderhändler nicht sehr gesprächig, als ich ihn zur Herkunft seiner Hemden befrage. Er hat nur Londoner Ware in seinen Beständen, sagt er dann. Marks and Spencer, Littlewoods und andere bekannte Markenschildchen in den Hemden bestätigen seine Aussage. Er bekommt sie vom „Sophia House“, gleich am Ende dieser Gasse, wo der Markt aufhört. Gegenüber der Tankstelle.

Auf meinem Weg schaue ich mir an verschiedenen Ständen die Schilder, die in den Hemden eingnäht sind, noch etwas genauer an. Am ersten Stand offensichtlich ein Gemisch aus Canada und USA. Andere Mode als bei uns und vielfach aus Baumwollfließ oder mit Ornamenten oder Nieten bestickt. Ein Stand hat deutsche und holländische Ware. Große Kaufhausmarken, die bekannten Fashion-Firmen und einige der teuren Hemdenschneider, die mir bekannt sind. Der größte Teil ist zur Zeit aber aus England. Die Stände sind zumeist nach Herkunftsländern getrennt.

Tatsächlich liegt das Sophia House direkt gegenüber des Kariakoomarktes an einer Hauptstraße. Vor dem Geschäft lädt gerade ein kleiner Lastwagen – bunt bemalt mit Altkleiderballen – seine neue Lieferung aus. Ein kleiner Laden, bis zur Decke stapeln sich die mit Planen umschnürten Altkleiderballen, die etwa so groß wie drei aneinandergestellte Wasserkisten sind.

Unangenehme Fragen mag man hier nicht. Aber der Verkäufer hat wohl Langeweile und beantwortet dann doch die Fragen des neugierigen Touristen, für den ich mich ausbebe. Hosen und Hemden hat er zur Zeit. Ein gepreßter Ballen Hemden kostet 87 000 Schillinge (ca. 220 Mark). So ungefähr 200 Stück seien drin, aber ob die in Ordnung seien und welche Qualität, das sei mein Risiko. Bei den Hosen sind in einem solchen 40 Kilogramm-Paket nur etwa 80 bis 90 Stück drin. Die kosteten aber zur Zeit 97 000 Schillinge (knapp 250 Mark).

Das Sophia House ist nur eine Filiale einer ganzen Kette von Mitumba Verkaufsräumen. Über die ganze Stadt verteilt, versorgen sie alle kleinen und größeren Marktflecken der Stadt. Sie alle gehören einem der größten Im- und Exporteure in Tansania: Fazal and Sons. Sie haben feste Lieferanten aus London, die die Ballen fertig verpackt per Containerschiff in Dar Es Salaam über den Hafen einschiffen.

Außer Fazal gibt es natürlich auch noch andere Händler in Tansania, die auch zum Teil solche kleinen Verkaufsgeschäfte betreiben. Allein über ein Branchenverzeichnis in der Handelskammer finde ich weitere 13 Importeure von Mitumbas – mehr als es Textilfabrikanten in Tansania gibt. Zusätzlich werden Altkleider auch noch über die weitgehend offenen Grenzen Kenias eingeführt, wo in der Grenzstadt Namanga ein größerer Markt existiert bzw. nach „hören-sagen“ auch über Sambia.

In Dar Es Salaam werden die als Ballen gekauften Altkleider dann noch weiter sortiert. Meist direkt auf den Märkten werden die Ballen geöffnet und nach Qualitäten und Zustand sortiert. Viele der spezialisierten Händler behalten dann nur den Teil, der ins Sortiment paßt, bzw. mit dem man meint, das beste Geschäft zu machen, und verkauft den Rest weiter als Kiloware.

Die Ballen, die aus dem kleinen Laster geladen werden, sind scheinbar gar nicht für den Laden gedacht. Als ich wieder herauskomme, tragen ein paar junge Männer sie um die Ecke und beladen dort das Gepäcknetz auf dem Dach eines wartenden Reisebusses. Nach Korogwe, südlich der Usambara-Berge, verrät mir das Schild hinter der Scheibe des vom laut dieselnden Motors schwer geschüttelten Busses. 300 km nach Norden.

## The Mitumbas of Kilimanjaro

Mamba ist, was man ein wirklich verschlafenes Nest nennen würde, gäbe es dort nicht die Nähe zum wichtigsten Eingangspunkt in den Kilimanjaro-Nationalpark am Marangu Gate. Bereits auf einer Höhe von etwa 1.500 Metern, am Fuße des höchsten Berges des Kontinents gelegen, liegt hier die Ashanti-Lodge – ein Cottage-Hotel mit international bei Hotelgästen erwartetem Mindeststandard. Viele der touristischen Bergbezwinger bereiten sich hier auf die Besteigung mit gutem Essen und noch besserem Whisky vor.

Einmal in der Woche am Donnerstag ist auf einer Wiese etwas außerhalb des Dorfes Markttag. In stundenlangen Fußmärschen laufen Käufer und Händler aus der gesamten Region zu diesem Markt. Neben einem Verkäufer mit knatschbunten Plastikschüsseln und ein paar Ständen, die Gemüse und Obst handeln oder die bewährte Waschseife stangenweise verkaufen, wird hier vor allem eines verkauft: Mitumba – Altkleider.

Im Gegensatz zu Dar Es Salaam gibt es hier keine Holzbaracken. Die Frauen sitzen auf einem aufgeschnittenen Kaffeesack auf der braun ausgedörrten Grasnarbe. 10, vielleicht maximal 20 Stücke haben sie jeweils im Angebot. Bei näherem Hinsehen eher die dritte Wahl, die in Dar Es Salaam nicht mehr verkauft werden kann. Doch auffällig viele warme Jacken sind hier im Angebot. Recht nützlich, wenn nachts in den Höhenlagen die Temperaturen doch empfindlich zurückgehen können.

Beim Durchstöbern des Angebots fallen mir zuerst die kurzärmeligen Netzhemdchen mit den zwei parallel zum Kragenrand verlaufenden dünnen Zierstreifen auf. Gleich stelle ich mir darunter einen älteren Mann mit

durchscheinendem Schießer-Feinrippunterhemd und hellbraunem Sommerhut aus Bastgewebe vor: Seebad-Sommerromantik. Und tatsächlich, das gute Stück stammt aus Deutschland und ist noch nagelneu. 100 % Plaste und Elaste verrät das Schild: VEB Modische Strickwaren aus Apolda. Wahrscheinlich sind die Hemden in der Abwicklungshysterie in die Altkleidercontainer gelangt.

Aber auch andere Schilder verraten aufschlußreiches. 5 englische Pfund sollte das Herrenhemd ursprünglich laut Auszeichnung einer Verkaufsstelle zur Unterstützung von Obdachlosen kosten. Unter den noch immer mit Preisschild versehenen Kleidungsstücken sind auch massenweise Oxfam-Produkte dabei. Gerade diese Organisation vertreibt wiederum Dritte-Welt-Produkte und sammelt Spendengeld, um die Wirtschaft in Schwarzafrika wieder in Gang zu bekommen.

## Das Ende der Dorfschneiderin

Agatha Joseph ist bestimmt das hübscheste Mädchen im Kilimanjaro-Dorf Kishumundu, eine halbe Stunde Autofahrt von Mamba entfernt. Ein klares, satinbraunes Gesicht mit wohlgeformter Nase und lebendigen Augen. Ihre langen Haare hat sie zur Hälfte zu einem Pferdeschwanz gebunden. Von dem kleinen Hocker an der Wand der Dorfkneipe hat sie vielleicht einen der schönsten Blicke, die man bei der Arbeit nur haben kann.

Vor sich guckt sie auf das in der Sonne leuchtende Kupferrot-braun der in den Berg steigenden Dorfstraße, eingerahmt von einem intensiven Grün, das die langen Blätter der Bananenstauden und die riesigen Urwaldbäume ausstrahlen. Darüber ein die Unendlichkeit verschluckendes, tiefes Himmelblau, durchzogen von weißen Wölkchen. Und manchmal lugt der schneebedeckte Kibo-Hut für einen Moment durch die Wolkenschicht, als ob er grüßen wollte.

Auf einer Leine neben ihr hängen die Farben, die ihren Kunden am besten gefallen, gedruckt auf Bahnen von Kleiderstoffen. Der Moshi-District war berühmt für seine vielen Schneiderinnen. Unten in Moshi-Town findet man heute kaum noch Schneiderinnen auf den Bürgersteigen. Selbst eine Bahn Stoff kann man dort nicht so einfach kaufen. Viel schneller findet man dagegen einen Altkleiderhändler, der seine Waren auf gespannten Leinen am Straßenrand präsentiert.

Agatha ist die letzte Schneiderin im Dorf. Mit dem regelmäßigen Linienbus kommen die Mitumbas auch hierhin und machen ihren wirklich schönen Kleidern Konkurrenz. Sie selbst trägt über ihrem Rock ein verblichenes und verflecktes Sweatshirt.

Ja, jetzt hätten alle im Dorf etwas Warmes anzuziehen, verteidigen die anderen in der Kneipe die Altkleider. Ob ich denn nicht mal in den Medien in Deutschland darüber berichten könnte, fragt mich einer, daß die Mitumbas so teuer geworden seien und sie sich die Altkleider nicht mehr leisten könnten. Ob man nicht ein Hilfsprojekt aus Deutschland mit einem

Container allein für das Dorf starten könnte. Die überzähligen Stücke könnten sie ja dann verkaufen und alle im Dorf würden davon profitieren.

Aber daß Agatha nun kaum noch etwas zu tun hat, weil das ganze Geld der Frauen jetzt für die Mitumbas ausgegeben wird, das sei auch nicht gut. Als auch noch herauskommt, daß wir gleich alt sind, hätte man mich in einer Mischung aus ernsthafter Sorge und Bierlaune am liebsten gleich mit Agatha verheiratet. Dann wäre ihre finanzielle Zukunft gesichert. Die schüchterne junge Frau schweigt mit verlegenem Blick dazu, als sie merkt, daß über sie gesprochen wird. Zum Glück, denke ich, hat sie die Thekensprüche in Englisch nicht verstanden.

## Ein Unternehmen weniger

Kleider machen Leute. Dieser Satz gilt auch umgekehrt: Leute werden zum Kleidermachen gebraucht. Nur so gilt dieser Satz nicht mehr in Afrika, nicht mehr in Tansania.

29 textilproduzierende Unternehmen standen noch 1995 auf der Liste der Vereinigung der privaten Textilproduzenten (TEXMAT) in Tansania. Als ich Ende August in Tansania ankomme, gibt es nur noch 3 oder 4. So genau weiß das scheinbar niemand. Auch die TEXMAT nicht. Die übrigen haben in den vergangenen Monaten der Reihe nach geschlossen.

Ende August verabrede ich mich für zwei Wochen später mit einem der größeren Produzenten J.V. Textiles. Ein Produzent von Bekleidung, der vor allem für den Exportmarkt Dinge wie T-Shirts hergestellt hat. Als ich im September zum vereinbarten Treffen in seine Fabrik komme, wirkt schon das Gelände wie tot. Gut – es ist Samstag, wahrscheinlich nichts ungewöhnliches. Im Vorzimmer von Ashiok Chande ist die Stimmung gedrückt. Vier Mitarbeiter sitzen ohne sichtbare Beschäftigung herum. Kaum erhalte ich auf meine Frage, ob ich im richtigen Büro bin, eine Antwort.

Mr. Chande ist Inder, Mitglied der in Tansania typischen Oberschicht von Asiaten, die üblicherweise bei den sog. Afrikanern nicht sehr beliebt ist. Sie dominieren die Industrie und vor allem den Handel und verfügen daher über viel Geld. Auch wenn er sich als Tansanier fühlt, macht er sich in diesen Tagen fertig, um nach Indien umzuziehen, erzählt er mir. Während meiner zweiwöchigen Abwesenheit von Dar Es Salaam ist die Textilfabrik geschlossen worden. 5000 Arbeiter stehen auf der Straße. Zur Zeit würde der Betrieb sozusagen abgewickelt.

Noch bevor ich mein Aufnahmegerät ausgepackt habe, ist das Thema meines Interviews geplatzt, denke ich. So richtig will mir mein Gesprächspartner sowieso nichts erzählen und zitiert werden schon gar nicht. Nach einiger Zeit kann ich ihn überreden, mir doch einige Gründe für den Zusammenbruch der Textilindustrie zu nennen.

Die gerne im Ausland so dargestellten faulen Arbeiter seien es nicht. Ganz im Gegenteil hätte er eine Belegschaft gehabt, die trotz oft unzurei-

chender Produktionsbedingungen das Beste daraus gemacht hätte. Das Wissen der Spezialisten würden nun durch ihre Arbeitslosigkeit für die Industrie verloren gehen, wenn sie erst mal einen Verkaufsstand auf der Straße aufgemacht hätten. Das wirkliche Problem seien die schlechten ökonomischen Bedingungen gewesen. Der Strom sei ständig ausgefallen, so daß seine Arbeiter ohne Beschäftigung gewartet hätten.

Auch die schlechte Versorgung mit Ersatzteilen für die Maschinen, so daß mehrere kaputte Maschinen zu einer funktionierenden umgebaut wurden, habe massiv zum Niedergang beigetragen. Lange Zeit hätte die staatliche Devisenpolitik es unmöglich gemacht, die gesamten Deviseneinnahmen wieder in dringend benötigte Ersatzteile oder Produktionsmittel wie Farben oder Chemikalien aus dem Westen zu investieren.

Und nun auch noch die Liberalisierungspolitik des Staates, in der die Textilunternehmen dem Spiel des freien Marktes ausgesetzt wurden. Gleichzeitig würde der Staat aber riesige Steuersätze auf die Produktionsgrundstoffe und erneut auf die fertigen Produkte erheben. Außerdem seien die Lohnkosten immer weiter angestiegen. Richtig das Genick gebrochen hätte der Textilindustrie aber erst das Wegfallen des Inlandsmarktes und der Nachbarregionen. Durch die Altkleiderimporte seien lokal hergestellte Textilien weder im Preis und sogar teilweise in der Qualität nicht konkurrenzfähig.

Auf jeden Fall hat er keine Zeit mehr für mich. Um ihn herum schellen abwechselnd drei Telefone und ein Handy und übernächste Woche wartet ein Job in Indien auf ihn.

## The Hon. Minister for Industries and Trade on Textile Production

So richtig will Abdullah Kigoda gar nicht wahrhaben, daß die Textilindustrie in seinem Land am Boden liegt. Der Minister hat die Hoffnung, daß fremde Investoren die Chancen des traditionell in der Textilproduktion starken Landes Tansania erkennen und die bankrotten Staatsunternehmen aufkaufen.

Die Fakten, die ihm seine Beamten aber auf seinen „Waschzettel“ geschrieben haben, den er mir am Ende des Gesprächs mitgibt, sprechen jedoch eine andere Sprache. Die vorhandene Produktionskapazität von etwa 260 Mio. Quadratmetern Stoff wird nach Auskunft seines Ministeriums nur zu „3–25 %“ ausgenutzt. Die finanzielle Ausstattung der Industrie sei schlecht, besonders die der staatlichen Firmen. Praktisch alle Fabriken schreiben Verluste. Selbstkritisch beurteilt er die Wirtschaftspolitik der Vergangenheit als negativ für die Kostenentwicklung der Textilindustrie.

Offen gesteht er die negativen Folgen der u.a. von den Geberländern eingeforderten Handelsliberalisierungspolitik der letzten Jahre ein, die inzwischen weitgehend unkritisch zur politischen Handlungsmaxime in allen Bereichen der Wirtschaftspolitik geworden ist. „Die Einführung der



Handelsliberalisierungspolitik läßt eine Menge Raum für eine Unterdeklaration von Mengen und Wert von billigen Textilienimporten. Dies hat die Textil-Industrie in einen unfairen und ungleichen Wettbewerb gebracht.“

Besonders erstaunlich ist auch die Knappheit an Baumwollrohmaterialien. Durch die Handelsfreigabe sei die in Tansania in bester Qualität angebaute Baumwolle zu Weltmarktpreisen an das Ausland verkauft worden. Die lokalen Produzenten konnten u.a. wegen Liquiditätsschwierigkeiten sich die Baumwolle nicht mehr leisten und haben im Ausland billiges Rohmaterial oder versponnene Ware zugekauft.

Und noch deutlicher: „Zügellose, unkontrollierte Steuerumgehungen von Textilimporten über mehrere Jahre haben den Textil-Sektor so schwer getroffen, daß er am Rande des Kollapses steht.“ „Aufgrund der Mitumba-Importe ist die Bekleidungsindustrie im Grunde genommen tot. Der heimische Markt ist wegen der Disparität durch Steuerhinterziehung komplett zerstört.“

Doch am Ende gibt es keine radikalen Forderungen des Ministers auf Verbot der Altkleider-Importe. Im Gegenteil: „Altkleider (Mitumba)-Importe sind extrem billig und erschwinglich und die Textilproduzenten können beim gegenwärtigen Zustand der Textilindustrie keine Verfügbarkeit von Kleidung garantieren.“

## Abenteuerland Telefonnetz Tansania

Über den Versuch, einen Gesprächspartner zu erreichen, über ein echtes Abenteuer und eine kleine Einführung ins Telefongeschäft Afrikas.

Die Telefonnummern der Textilproduzentengemeinschaft „TEXMAT“, die ich nach wochenlanger Recherche bereits in Deutschland bekommen habe, funktionieren nicht, stelle ich nach zwei Tagen ergebnisloser Versuche fest. Nicht ungewöhnlich, sagen mir die Eingeweihten in Tansania. Schließlich seien vor ein paar Wochen alle Nummern in der Innenstadt geändert worden. Telefonbücher gibt es nicht, obwohl Zeitungsanzeigen eines für das nächste Jahr ankündigen. Wann man das letzte Telefonbuch in den Händen gehalten hat, kann sich in der Ebert-Stiftung in Dar Es Salaam keiner mehr so genau erinnern. Telefonauskunft? Gibt es nicht!

Wer es sich leisten kann, bzw. es sich nicht leisten kann, ohne Telefon zu sein, hat ein analoges Handy, das meistens funktioniert. Inzwischen wird sogar ein zweites Netz im digitalen GSM-Standard aufgebaut. Die TEXMAT jedenfalls hat kein Handy und scheinbar überhaupt kein Telefon mehr. Aber woher die Adresse nehmen? Hier versagen auch die sonst so gut funktionierenden Quellen, wie die ewig freundliche Claire – ein lebendes Adressenverzeichnis, unentbehrlich für das Ebert-Büro. Und auch Shamt – Fahrer der Stiftung – hat von TEXMAT nie etwas gehört.

Mein Versuch, über eine funktionierende Telefonleitung zu dem Hersteller Polytex in Morogoro, dessen Nummer mir bereits aus Deutschland bekannt

ist, Näheres herauszufinden, scheitert kläglich am Telefon und mangelnden Englisch-/bzw. Kisuaheli-Kenntnissen. Bereits am zweiten Tag meiner Versuche komme ich durch. Am anderen Ende der Leitung tut sich etwas – ein Klingelzeichen. Wie landesüblich meldet sich nach dem Abheben – ... – keiner, die Leitung bleibt stumm. Auch das Klingelzeichen ist weg. Nur das nun lauter gewordene Rauschen und Knacken in der Leitung sowie die lauten Hintergrundgeräusche verraten mir, ich bin verbunden.

Spontan starte ich die Konversation mit dem Hörerhaltenden Wesen auf der anderen Seite. „Hello, my name is Kai Rüsberg.“ „I am a journalist from Germany“ schließe ich an, als sich noch immer nichts auf der anderen Seite regt – „Hello?“. „NO KEI HISBEER“ lautet nach endlosen Sekunden die Antwort und ich höre einen Hörer auf die Gabel schlagen. Die Leitung ist getrennt.

Mein zweiter Versuch. Kaum nimmt das Rauschen zu und signalisiert: verbunden, falle ich dem Schweigen der anderen Seite ins Wort: „Hello, my name is Kai Rüsberg, I am a journalist from Germany. I would like to speak Mr. Banduka.“ – „MR. WHO?“ „Mr. Ban-du-ka, your General Manager. Who is there? Is this Polytex?“ Wieder kommt die Antwort schweigend zurück. Nach Sekunden höre ich das unbekannte Wesen zuerst mit mindestens zwei weiteren Reden und dann: „HE NOT HERE. IN OTHER OFFICE – NEXT DOOR?“

An diesem Punkt endet unser Gespräch. Ob die Unbekannte ihn irgendwann überhaupt suchen gegangen ist oder ob ich überhaupt richtig verbunden war, habe ich nie erfahren, weil ich nach etwa 5 Minuten tiefen Schweigens aufgelegt habe.

Irgendwann habe ich doch die Adresse von TEXMAT herausgefunden und sie mit einem Taxi nach zwei Stunden Suche auch gefunden. Im Vorraum stand ein dickes, schwarzes Telefon auf dem Tisch, auf einem 50 cm hohen Papierstapel sogar ein recht neues Fax mit Anrufbeantworter. Nur die Leitung war bereits seit Wochen tot.

## Hinter jeder Ecke lauert die Gefahr? – Touristenphobien

Arusha Busbahnhof. Im Dämmerlicht erreicht mein Dalla-Dalla seine Endstation. Ich hab mich noch nicht aus der engen Tür heraus gedrückt, als schon 4, 5 oder vielleicht 7 Taxifahrer wie eine Horde hungriger Hyänen auf mich zuspringen. Nur einem energisch vorbeifahrenden Handkarrenfahrer ist es zu verdanken, daß ich einem Gemetzel entgehen kann. Mit einem beherzten Satz entfliehe ich in die Dunkelheit. Vielleicht hätte jeder von ihnen versucht, einen Teil von mir in sein Auto zu zerren!

Nein, nicht mit mir denke ich. Da laufe ich lieber zu Fuß, all die vielen eindringlichen Warnungen vor den Gefahren der Dunkelheit ignorierend.

Das am Tag staubig heiße Arusha ist zu neuem Leben erwacht. Am Straßenrand sitzen Frauen im Sand und zünden ihre Holzkohlenöfen an. Bei

einigen brodelt schon das heiße Fett in den alten, aufgeschnittenen Keks- oder ldosen. Andere haben bereits fertig gebräunte Krapfen und Hefengebcke auf Zeitungspapier zum Abtropfen ausgebreitet.

Für einen kurzen Augenblick denke ich, nach den köstlichen Sambussas zu suchen – kleine mit Fleisch oder Gemüse gefllte, fritierte Tetraeder. Doch dann fallen mir wieder die Warnungen ein, wie gefährlich es auf den nächtlichen Straßen in Tansania ist.

Als ich über die Brücke des Flusses laufe, wird es einsamer. Die blendenden Scheinwerfer der Autos lassen die entgegenkommenden Passanten wie Riesen wirken. Ihre Statur erscheint nur noch als dunkler Schatten, sie wirken bedrohlich und schwarz.

Ach – kein Problem – nur ein Stckchen diese Straße herunter, dann kommt bald die Uhuru-Fackel, dann noch ein kleines Stück, 2 oder 3 weitere Ecken – naja, ich werde schon ankommen.

An den Stellen, wo ich schon am Tage meine Tasche fest umklammere und mich jeden Moment auf eine Attacke vorbereite, scheint es nun noch brenzlicher zu werden.

Jedes Auto, jeder Lastwagen, der am Rand der Straße abgestellt ist, wird zur Bedrohung, weil er den verbleibenden Platz zusätzlich einschränkt. Dort muß ich mich an den Huserwnden vorbeidrcken. Wenn mir hier einer ans Leder will, habe ich keine Chance zu entkommen!

Als ich mich einer Bar mit lauter Musik nähere, denke ich schon, jetzt ist alles gelaufen. Von allen Seiten umgeben mich schwarze Männer, die wahrscheinlich nur auf so einen Ahnungslosen wie mich gewartet haben. Doch ausgerechnet jetzt ist kein Taxi mehr weit und breit zu sehen. Aber dann hätte ich ja auch aufgegeben, kapituliert sozusagen. Also weiter. Ungeschoren entkomme ich meinen dunklen Phantasien.

Unten an der Ecke ist schon die Tankstelle am Uhrenturm zu sehen, an der ich abbiegen muß. Nun diese Straße noch hoch und nach 2 km – ist es wirklich noch so weit? – zweigt links die Straße mit dem Hotel ab.

Die Stadt hört gleich hinter der Tankstelle auf. Als ich den kleinen Fluß berquere, quaken Tausende von wahrscheinlich riesigen Fröschen in ohrenbetubender Lautstärke aus dem Dunkel. Der sandige Randstreifen weicht einer zerfurchten Hügellandschaft neben der Fahrbahn.

Während ich in der völligen Dunkelheit vor mich hin stolpere, geht mir ein Licht auf: ist die eigentliche nächtliche Gefahr in Arusha, sich die Knchel ernsthaft zu verletzen? Nur gut, daß ich heute meine Wanderschuhe trage. Um mich herum huschen irgendwelche kleinen Tiere in Maus- oder Rattengre. Jetzt bloß keine Schlange, auf die ich trete.

Der Weg liegt höher als die Straße, so daß auch die Lichter der wenigen vorbeifahrenden Autos keine Hilfe sind. Ich muß meine Geschwindigkeit drosseln. Unten auf dem Straßenpflaster zu laufen, wäre wirklich lebensgefährlich. Besondere Achtung verlangen Einmündungen, die im Dunkeln kaum vom Rest des Weges zu unterscheiden sind. Kein Auto, das beim Abbiegen vorher abbremsen würde. Hindernisse werden gnadenlos zur Seite gedrückt. Vielleicht sollte mir der Unfall heute morgen am

Busbahnhof ja eine Lehre sein, wo mir ein Auto von hinten in die Beine gefahren ist und mich auf der Kühlerhaube sitzend, 10 Meter mitgenommen hat.

Jetzt noch ein Taxi zu finden ist aussichtslos. Ich könnte es in der Dunkelheit eh nicht von anderen Autos unterscheiden. Der Minibus, der jetzt vorbeikommt ist so überfüllt, daß die Menschen aus der Dachluke quellen und in einer Traube aus der geöffneten Schiebetür hängen.

Nach ein paar hundert Metern falle ich dann fast über die Beine einer jungen Obstverkäuferin. Trotzdem es so dunkel ist, daß ich nicht mehr weiß, ob ich das Gelb der Bananen sehe, oder nur weiß, daß sie gelb sind, wartet sie hier auf Kunden. Vielleicht aus Mitleid kaufe ich ihr 6 Bananen ab; 100 Schilling, 25 Pfennige.

Genauso schlecht lassen sich die Löcher erkennen, aus denen die Stümpfe der gewaltigen Straßenbäume ausgegraben wurden. Ein Nilpferd würde bequem darin ein Bad nehmen können.

Diese Abzweigung hier muß meine Straße sein. Überall stehen Männer am Straßenrand und warten – vielleicht auf ihren Wochenverdienst, der noch in meinen Taschen steckt? Ach was – ich gehe weiter. Alles Phobie!

Endlich leuchtet das Hotelschild in der Ferne. Nur nicht noch beim Überqueren der Hauptstraße unvorsichtig werden. Es wäre doch zu ärgerlich, wenn ich ausgerechnet kurz vor dem Ziel noch überfahren würde, flaxe ich mit mir selber. Ich spüre Erleichterung.

Außerdem ist ja ohnehin alles Quatsch mit der Angst vor der Dunkelheit in dem fremden Land. Ich bin ja schließlich heil ins Hotel gekommen. Gefahr ist – zuerst – ein Konstrukt der Phantasie.

Aber das nächste Mal nehme ich wahrscheinlich doch wieder ein Taxi.

## Schluß

Die wichtigste Erkenntnis, die ich von dieser Reise mitgebracht habe: Von zu Hause aus lassen sich keine Geschichten über andere Länder und ihre Menschen schreiben. Die Wirklichkeit ist immer ganz anders als man sie sich vorstellen kann. Ich habe noch viele andere Geschichten aus Afrika, aus Tansania mitgebracht.

Die Geschichte vom gescheiterten Formel I Mechaniker, der seine Ehe zerstört hat und nun am Kilimanjaro Kaffee anbaut.

Die Geschichte vom Selous – dem größten Wildpark Afrikas, in dem ich morgens vor einer Gruppe Elefanten um mein Leben gerannt bin, mich mittags an eine 500köpfige Büffelherde herangepirscht habe und abends im Dickicht von einem Nilpferd verfolgt wurde.

Die Geschichte vom Kunstliebhaber aus Paderborn, der am Ngorongoro-Krater Erdbeersamen und Blumen anbaut.

Oder die Geschichte von Chumbe-Insel, auf der ein gut gemeintes Projekt des sanften Tourismus wegen der Widerstände der Sansibaris nicht verwirklicht wird.

Aber nach einigen Wochen extremer Beanspruchung bringt jeder so seine eigenen Geschichten aus Afrika nach Hause mit und hinterläßt dafür eine Tüte mit Altkleidern.